

Die Jesuitenreduktionen

*Leistungen und Grenzen*¹

Kaum ein geschichtliches Gemeinwesen hat so sehr auf Menschen verschiedenster Einstellung als einmalig geglückte Verwirklichung einer „Utopie“ Faszination ausgeübt wie der „Jesuitenstaat“ in Paraguay. Zu diesen „utopischen“ Zügen gehörten sowohl sein „kommunistischer“ Charakter wie andere Eigenschaften, die ihn der Mitwelt und Nachwelt als Modell fortschrittlicher Humanität erscheinen lassen (so war dieser „Jesuitenstaat“ die erste Großgesellschaft, die keine Todesstrafe kannte). Diese und andere Züge führten dazu, daß die Reduktionen bereits im 18. Jahrhundert als ideale Verwirklichung der urchristlichen Idee gepriesen wurden, und zwar (außer durch Muratori in seiner schon im Titel bezeichnenden Schrift „Das glückliche Christentum in den Jesuitenreduktionen von Paraguay“) auch von Jesuiten selbst.

Eine solche Sicht, ganz abgesehen davon, daß sie kaum der Perspektive der in den Reduktionen arbeitenden Jesuiten entspricht, läuft jedoch vor allem Gefahr, die Wirklichkeit nicht nur zu glorifizieren, sondern vor allem unhistorisch zu isolieren. Die Reduktionen müssen zunächst von ihrem historischen Kontext und Rahmen aus verstanden werden, um verstanden, richtig eingeordnet und sachgemäß beurteilt zu werden.

I. Geschichtlicher Rahmen und Hintergründe

Die wichtigsten geschichtlichen Hintergründe der Jesuitenreduktionen sind folgende:

1. Der *Kampf vieler Missionare gegen die Versklavung der Indianer und für ihre Menschenwürde*. Dieser Kampf beginnt mit dem Dominikaner Antonio de Montesinos, der zuerst am 4. Adventssonntag 1511 in Haiti predigte, kein Sklavenbesitzer könne das Heil erlangen; alle lebten in schwerer Sünde und könnten das Heil ebensowenig wie Türken und Heiden erlangen². Er ist dann besonders mit dem Namen von Bartolomé de las Casas verbunden. Las Casas war keineswegs einsamer Rufer in einer Wüste kirchlicher Gleichgültigkeit, sondern verkörpert eine breite Strömung, die vor allem von Ordensleuten, d. h. in erster Linie Dominikanern, dann auch vielen Franziskanern und später von Jesuiten getragen ist. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts waren darunter auch einige

Bischöfe, u. a. der Dominikanerbischof Antonio de Valdivieso, Bischof von León (im heutigen Nicaragua), der wegen seines Einsatzes für die Indianer 1550 im Auftrag eines Grundbesitzers von Soldaten umgebracht wurde (es ist dies der einzige Fall dieser Art in der frühen lateinamerikanischen Kirchengeschichte), ferner der später heiliggesprochene Toribio de Mogrovejo, Erzbischof von Lima (1579–1606). Dieser Widerstand des christlichen Gewissens gegen die Unterdrückung der Indios, heute im Zeichen der Theologie der Befreiung aufgewertet, durchzieht die spanische und auch portugiesische Kolonialgeschichte praktisch seit ihrem Beginn. Die Reduktionen sind nur zu verstehen als Fortsetzung dieses Engagements, also als Schaffung eines Raumes, einer Struktur, wo die Indianer ohne Sklaverei und Selbstentfremdung leben konnten.

2. Die *offizielle spanische „Indien“-Gesetzgebung*, die z. T. unter dem Einfluß dieser Bemühungen von Missionaren stand. Sie behandelte die Indianer zwar nicht als vollwertige freie Menschen, wohl aber als schutzbedürftige „Kinder“, die nicht zu versklaven, sondern in der Obhut eines „Vormundes“ (etwa der Missionare) zu „erziehen“, d. h. zu Christentum, geregelter Arbeit und Seßhaftigkeit zu bringen seien. Die Zusammenfassung der Indios in geschlossenen Großsiedlungen („Reduktionen“ von „reducir“ = rückführen) unter Leitung der Missionare wurde in der spanischen Gesetzgebung seit etwa 1570 vorgesehen. Die Jesuitenreduktionen konnten sich nur innerhalb dieses vorgegebenen Systems, nicht gegen es, entfalten. Insgesamt war dadurch aber auch eine Konstellation vorgegeben, die sich auf die Dauer nicht günstig für die Jesuiten auswirkte. Denn die Jesuiten beriefen sich auf die Krone; sie wurden gestützt durch den fernen Hof in Madrid, meist auch durch den in Lima residierenden Vizekönig und je nachdem durch den Gouverneur; sie standen aber in Dauerkonflikt mit den „criollos“ (Kreolen), also der ortsansässigen spanischen Siedlergesellschaft. Die Krone hatte aber nicht ohne Grund Angst vor partikularistischen Tendenzen der Kreolen, die auf Autonomie von Madrid abzielten und die um so gefährlicher durch die riesigen Entfernungen und damals ungeheuer langsamen Kommunikationen waren. „Freie“ Indianer, die nicht Eigentum der „Encomenderos“ waren und statt dessen „Tribut“ zahlten, bedeuteten: an die Krone gebundene Indianer. Gesetze, die die Sklaverei der Indios verboten, das System der „Encomienda“ und des „Servicio personal“ einschränkten und generell die Willkür der Encomenderos eindämmten, entsprachen der generellen europäischen politischen Entwicklung des 16. Jahrhunderts, die auf Zentralisierung und Durchsetzung der monarchischen Gewalt hinauslief. Von da aus ergab sich die typische Konstellation: Jesuiten mit

der Zentralgewalt gegen die Kreolengesellschaft. Und ganz am Anfang der Reduktionen steht ein solcher schwerer Konflikt, in dem es um die Rechte der Indios geht: Die Jesuiten unter dem Provinzial der neuen Paraguay-Provinz, Diego de Torres Bollo, prangern den „Servicio personal“ der Indianer in Predigten an und verweigern denen die Absolution, die Indianer als Leibeigene halten. Sie stützen sich dabei auf königliche Verordnungen, werden auch vom Gouverneur unterstützt; die örtliche Kreolengesellschaft aber reagiert mit Wirtschaftsboykott der Jesuiten: keine Almosen mehr; nicht einmal Verkauf von Waren³.

Diese auch sonst nicht selten anzutreffende Tatsache, daß die Jesuiten ausschließlich Unterstützung bei der Krone suchten und auf diese Stütze vertrauten, mehr und mehr aber alle sonstigen wichtigen gesellschaftlichen Kräfte gegen sich hatten, erwies sich im 17. Jahrhundert als vorteilhaft. Sie machte freilich von der Mitte des 18. Jahrhunderts an ihre Schwäche aus.

3. Die *Erfahrung, daß die bisherige Missionierung der Indianer im wesentlichen gescheitert war* oder jedenfalls schwerwiegende Mängel aufwies. Die Indianer zu Christen zu machen, schien nicht möglich in der Umgebung der spanischen Siedler, welche die Indios ausbeuteten oder durch Alkohol korrumpierten und sie einem „Kulturschock“ auslieferten, welcher zu ihrem menschlichen Ruin führte. Die Missionierung setzte also eine möglichst vollständige Isolation vor der Welt der spanischen Siedler voraus. Ebenso als Fiasko erwies sich aber auch eine Missionierung innerhalb des intakten traditionellen Milieus des Dorfes oder der kleinen Gruppe, weil dieses Milieu so mit seinen ganzen Gewohnheiten und seinem ganzen Lebenszusammenhang mit der traditionellen Religion verflochten war, daß hier keine dauerhafte Veränderung möglich war. Speziell die „Wandermissionen“ von Franziskanern und Jesuiten gegen Ende des 16. Jahrhunderts, die versuchten, die halb-nomadisierenden Stämme in ihrem bisherigen Milieu zu lassen, scheiterten vollständig. Sie bestanden darin, den kleinen Populationen, die jeweils nach Auslaugung ihrer mit primitivem Hackbau betriebenen Felder oder auf der Suche nach besseren Jagdgründen weiterzogen, auf ihren periodischen Wanderungen zu folgen, sie nach einer Erstunterweisung im Glauben zu taufen und dann alles weitere einheimischen Katechisten zu überlassen. Faktisch war der Erfolg gleich null. Denn die Glaubensunterweisung war zu oberflächlich, vor allem wurden Lebensgewohnheiten und Milieu nicht verändert.

Die Lösung waren dann die „Reduktionen“. Es gab hier schon Vorformen seit dem 16. Jahrhundert. Zu nennen sind die Experimente von Las

Casas, zuerst 1517 in Cumanà (Venezuela), später ab 1539 in Verapaz (Guatemala). Es waren Indio-Genossenschaften unter der Assistenz spanischer „Entwicklungshelfer“, durch welche Las Casas zeigen wollte, daß die Indianer ohne Zwang zu Christen zu machen und ohne Sklaverei zu systematischer Arbeit zu erziehen seien. Zu diesen Vorläufern gehören weiter die „Aldeias“, die christlichen Indianerdörfer der Jesuiten im Amazonasgebiet, nachdem die Jesuiten seit 1549 in Brasilien wirkten. Etwa zwei Jahrzehnte später, 1570, begann die erste Tätigkeit von Jesuiten in Spanisch-Amerika, nämlich in Peru; zu nennen ist hier die von Jesuiten betreute Indianer-Siedlung Julí am Titicaca-See. Hier, wo die Traditionen der Inkas noch lebendig waren, ebenso wie andernorts, wurden bereits genossenschaftliche Arbeits- und Wirtschaftsformen praktiziert, die an die indianischen Traditionen und Lebensformen anknüpften.

All diese ersten Typen von Reduktionen unterschieden sich freilich von dem späteren jesuitischen Experiment dadurch, daß die Trennung der Indianer von den Spaniern noch unvollkommen war. Am Anfang wurde der kulturelle Graben unterschätzt. Las Casas meinte zunächst, die Indianer nach 15 Jahren Erziehungsarbeit in die Gesellschaft der Spanier integrieren zu können. Die Jesuiten in Brasilien versuchten zunächst in den Aldeias, Indianerkinder zusammen mit portugiesischen Kindern aufwachsen zu lassen, um sie gegenseitig aneinander zu gewöhnen. Vielfach standen diese Indianer noch im Encomienda-System – damit stellten sich alle negativen Folgen ein: übermäßige Ausbeutung und vielfaches Dahinsterben, Alkoholismus, Zerstörung der eigenen Werte und Sozialformen. Dies gilt besonders für die Reduktionen der Franziskaner, die vor und auch zusammen mit denen der Jesuiten bestanden. Das franziskanische Modell, das in seiner faktischen Konsequenz auf Mestizisierung hinauslief, war nicht auf Abschirmung und ungestörte Entfaltung der Indianer in Eigenständigkeit, unter ausschließlicher Leitung der Missionare angelegt; es war „offener“, dadurch aber faktisch gefährdeter.

Das Neue der Jesuitenreduktionen war die fast vollständige Isolierung von der Welt der spanischen Siedler. Sie begannen um 1610 und entwickelten langsam im Zusammenspiel von königlichen Ordenanzas, Verordnungen von Vizekönigen und Gouverneuren und Weisungen von Ordensgenerälen und Provinziälen ihre eigene Rechtsform. Allmählich wurde daraus ein eigenes Territorium. Man spricht in diesem Zusammenhang gewöhnlich von dem „Jesuitenstaat“ von „Paraguay“. Auf die Problematik der Bezeichnung „Jesuitenstaat“ soll im folgenden noch eingegangen werden. Mit „Paraguay“ sind die Reduktionen für die Guaraní-Indianergemeint, die als früheste dieser Art 1609 begannen. Der da-

malige Begriff „Paraguay“ entspricht freilich nicht dem heutigen: er umfaßt den ganzen heutigen La-Plata-Raum, wenn sich auch seine Hauptstadt und sein Siedlungszentrum in Asunción befand. Faktisch reichten die Guaraní-Reduktionen in ihrem Territorium, wie es sich am Ende des 17. Jahrhunderts abgrenzen sollte, weit in die heutigen Staaten Argentinien, Uruguay und Brasilien hinein; das eigentliche Siedlungsgebiet befand sich freilich in einem engeren Zentrum, der etwa dem Stromgebiet des Paraná und Uruguay entspricht. Diese Reduktionen blieben freilich nicht die einzigen. Schließlich gab es einen ganzen Gürtel von jesuitischen Reduktionsgebieten in den Savannen- und Regenwaldgebieten jenseits der Anden, die von den spanischen Siedlern wegen ihres ungesunden Klimas und des Fehlens lohnender Edelmetalle verschmäht und darum gerne den Missionaren überlassen wurden; hinzu kommt ihre willkommene Bollwerkfunktion gegen die portugiesische Expansion im Innern. Nie zu Stabilität und Blüte brachten es die Reduktionen der Maynas im oberen Amazonasgebiet im Osten des heutigen Peru. Obwohl sie sehr früh, nämlich 1637, begannen, gelang es ihnen offensichtlich weder wirtschaftliche Prosperität noch Akzeptanz durch die Indios selbst zu erreichen. Nicht ganz denselben Entwicklungsstand wie die Guaraní-Reduktionen, aber doch eine relativ hohe Blüte erreichten die seit 1684 begonnenen Mojos-Reduktionen und noch mehr die 1691 begründeten Chiquitos-Reduktionen im Osten des heutigen Bolivien. Letztere zeichnen sich dadurch aus, daß sie eine „lebendige Kontinuität“ bis zum heutigen Tag aufweisen und nicht nur Ruinen von ihnen zeugen: christliche Gemeinden, Gewohnheiten und Sozialstrukturen aus der Jesuitenzeit haben sich in ihnen z. T. bis heute erhalten⁴. Nicht über die Anfangsphase hinaus gelangten die seit 1730 eröffneten Reduktionen im Orinoko-Gebiet sowie die der Gran-Chaco-Stämme westlich und südlich von Asunción. Alle diese Missionen existierten bis zur Vertreibung der Jesuiten aus dem spanischen Reich 1767/68. Die Guaraní-Reduktionen umfaßten schließlich durchschnittlich 100.000 Indianer in 33 Siedlungen. Die Gesamtzahl der Einwohnerzahl der Jesuitenreduktionen dürfte zur Zeit ihres Endes um die 200.000 gelegen haben.

II. Positiva und Leistungen

Zunächst mögen die unbestrittenen Positiva der Reduktionen genannt werden, bevor problematische Seiten und ernstzunehmende Kritikpunkte zur Sprache kommen. Sie lassen sich im wesentlichen in drei Punkten zusammenfassen:

1. Die *Schutzfunktion* für die von Ausrottung oder Identitätsverlust bedrohten Völker. Dies hieß zunächst einmal Schutz vor Versklavung: vor Versklavung seitens der spanischen Siedler, die die Indianer in den Formen der „Encomienda“ oder des „Servicio personal“ ausbeuteten, noch mehr aber Schutz vor den portugiesischen Sklavenjägern (den „Bandeirantes“ oder „Paulistanern“ von São Paulo her). Letztere bildeten bis 1641 die große, ja tödliche Bedrohung der Reduktionen: von ca. 40 Reduktionen, die bis in die 30er Jahre gegründet wurden, wurden 15 zerstört, ihre Einwohner in die Sklaverei abgeführt, 11 mußten evakuiert oder anderswohin verlegt werden, nur 14 blieben. Insgesamt kosteten diese Raubzüge den Guarani-Reduktionen wohl etwa die Hälfte der Bevölkerung. Schließlich erhielten die Jesuiten vom spanischen König die Erlaubnis zur militärischen Bewaffnung der Indios mit Feuerwaffen. Letzteres war auch im spanisch-politischen Interesse. Einmal bedeutete es Schutz der spanischen Siedlerstädte vor den Überfällen „wilder“ Indianer, vor allem aber militärische Verteidigung der im Landesinnern garnicht festgelegten Grenze gegen die konkurrierende Weltmacht Portugal: die Reduktionsarmee war im Prinzip spanisches Militär, welches Untertanen des spanischen Königs gegen portugiesische Aggressionen verteidigte.

Ebenso aber boten die Reduktionen Schutz vor Entwurzelung und Identitätsverlust durch Alkohol und korrumpierenden Einfluß der Europäer. Deshalb bildeten die Reduktionen eine weitgehend nach außen hermetisch abgeschlossene Welt für sich: sie waren Sperrgebiet; die Indianer hatten außer mit den Missionaren praktisch mit keinem Europäer etwas zu tun. Es war zwar kein „Jesuitenstaat“ im strengen Sinne; denn die Reduktionen bildeten kein souveränes politisches Gebilde eigenen Rechtes⁵. Sie beruhten auf Konzession durch den spanischen König, waren politisch spanisches Gebiet; auch mußte die Gründung jeder einzelnen Reduktion durch den Gouverneur sanktioniert werden. Aber sie genossen doch eine starke innere Autonomie, praktisch völlig unter Leitung der Jesuitenpatres. Die administrative Gemeindeleitung war zwar in der Hand von gewählten Vertretern des Indio-Adels der Kaziken. Weitgehend funktionierte aber auch dies nur unter Leitung der Jesuiten, von denen es gewöhnlich zwei in jeder Reduktion gab, den Pfarrer und seinen Sozios. Die indianischen Gemeindeleiter pflegten gewöhnlich jeden Morgen zu dem Pfarrer zu kommen, um mit ihm alles zu besprechen. Die Gerichtsbarkeit lag sowieso in der Hand des Pfarrers, der in dieser Funktion übrigens spanischer Beamter war. Die überörtliche Leitung, erst recht die gesetzlichen Regelungen, die das Leben in den Redukzio-

nen festlegten, aber lagen erst recht bei den Jesuiten, d. h. dem Provinzial der Paraguay-Provinz.

Es ist wichtig, daß die Reduktionen in keiner Weise ein Profitunternehmen der Jesuiten waren. Kein Gewinn floß heraus. Was an Exportüberschuß erzielt wurde (in erster Linie durch Verkauf von Rinderhäuten und Mate-Tee), wurde in den Kirchenbau der Reduktionen gesteckt. Der Außenhandel wurde schon deshalb von den Jesuiten und nicht von den Indianern selbst abgewickelt, weil die Erfahrung gezeigt hatte, daß die Indianer sich leicht übervorteilen ließen. Innerhalb der Reduktionen gab es übrigens keine Geldwirtschaft, nur Tauschwirtschaft und im übrigen ein weitreichendes System kostenloser Dienstleistungen zum Nulltarif.

2. Eine weitere wichtige Leistung der Reduktionen ist die *Bewahrung der Eigenart* der Indianer. Was die Jesuiten in den Reduktionen bewußt anstrebten und auch tatsächlich realisierten, war sicher nicht „Inkulturation“ im heutigen Sinne. Dazu war der Bruch mit der traditionellen Lebensweise viel zu tief. Es war eher eine „Transkulturation“, die jedoch die Indianer in ihrer realen Situation treffen wollte, um mit ihnen eine Veränderung zu bewirken, deren Terminus weder die traditionelle Kultur der Guaraní noch erst recht die spanische Kolonialkultur war. Dieser Typ von Inkulturation „bedeutet in eine Kultur einzutreten, um in ihr an einem historischen Prozeß teilzunehmen. Er besteht darin, die Kultur nicht als Resultat dessen, was war, zu nehmen, sondern als Energie dessen, was sein wird, und dementsprechend als Arbeit in der Geschichte, als ‚Austausch‘, Kommunikation. Dieser Typ von Inkulturation nimmt den Guaraní in einem bestimmten und konkreten Moment seines geschichtlichen Prozesses und verkennt dabei nicht, daß das Guaraní-Volk einen ‚kolonialen‘ Prozeß durchlebt“.⁶

In der Tat erstrebten die Jesuiten bewußt weder die Integration der Indianer in die Kolonialgesellschaft noch ihre „Mestizisierung“ an. Sie waren überzeugt, daß Vermischung und unvermittelter Kontakt zwischen Indianern und Spaniern die schlechtesten Anlagen von beiden zur Entfaltung bringe und im Endeffekt die positive Eigenart von beiden zerstöre. War das Ziel der Jesuiten auch die radikale Veränderung der traditionellen Gesellschaft im Sinne der Hinführung zu „zivilisiertem“ menschliche Leben, so war es dennoch nicht die Hispanisierung der Indianer. Es war vielmehr eine indianische christliche Kultur in Eigenleben und eigenständiger Entfaltung indianischer Anlagen und Werte.

Konkret zeigt sich dies einmal in der Bewahrung der einheimischen Sprache. Hier ging es für die Jesuiten um eine Prinzipienfrage der Missi-

on als Zuwendung zu den Menschen in der Nachfolge Christi und der Apostel⁷. Die Sprache in den Reduktionen war nicht Spanisch, sondern das einheimische Guaraní, das es durch die Jesuiten als einzige Indianersprache sogar zur Schriftsprache brachte. Nun hatten freilich die Jesuiten hier den seltenen Glücksfall einer Sprache vor sich, die, wenn auch nach Dialekten differenziert, in einem größeren Raum gesprochen wurde; durch die Jesuiten wurde sie noch zusätzlich vereinheitlicht. Wesentlich schwieriger sah es damit in anderen Reduktionsgebieten im Norden aus, wo oft kaum eine Sprache von mehr als 1000 Individuen gesprochen wurde, oder wo es, wie bei den Chiquitos, eine eigene Männer- und Frauensprache gab. Dennoch wurde niemals Spanisch als Umgangssprache eingeführt, sondern irgendeine relativ verbreitete Indio-Sprache (etwa Ketschua und Aymara als Umgangssprachen des alten Inka-Reiches), die dann von den Kindern als zweite Sprache gelernt wurde⁸.

Zu dieser Bewahrung indianischer Eigenart gehört auch die genossenschaftliche Wirtschaftsform. Dieser sogenannte „Kommunismus“ der Reduktionen wäre völlig mißverstanden, würde man meinen, die Jesuiten hätten hier ein urchristliches Ideal der Gütergemeinschaft oder sonstwie eine gesellschaftliche kommunistische Utopie verwirklichen wollen. Die Jesuiten taten vielmehr alles, um Privatinitiative anzukurbeln, schon deshalb, weil ihnen gerade daran gelegen war, Ehe und Familie zu fördern. Es gab deshalb neben den Gemeindeäckern (Tupa-mbai, d. h. Eigentum Gottes) Äcker in Familienpacht (Aba-mbai), die jedes junge Ehepaar bei der Hochzeit neu erhielt und für die an 4 von 6 Arbeitstagen, also doppelt so viel wie für die Gemeindeäcker, gearbeitet wurde. Aber die Gemeindeäcker waren durchweg besser bewirtschaftet als die Äcker in Familienpacht. Am Ende war dieser sog. „Kommunismus“ Anpassung an die Mentalität eines Volkes, das nicht das selbständige Individuum im abendländischen Sinne kannte, vielmehr noch in der selbstverständlichen archaischen Einheit des Kollektivs lebte und bei dem nur das funktionierte, was gemeinsam gemacht wurde.

3. Was schließlich erreicht wurde, war eine *funktionierende soziale Ordnung*, die dem Einzelnen Sicherheit, Erfüllung der materiellen Bedürfnisse und gesellschaftliche Geborgenheit vermittelte. In vieler Hinsicht wurde in den Reduktionen ein relativ hoher humaner und sozialer Standard der öffentlichen Institutionen erreicht. So waren sie das erste größere Gemeinwesen, das ohne Todesstrafe auskam. Die Strafen waren relativ mild, vor allem verglichen mit der barbarischen Strafjustiz des voraufgeklärten Europa. Die nur für Mord übliche lebenslängliche Freiheitsstrafe wurde 1720 durch Intervention des Ordensgenerals auf 10

Jahre eingeschränkt. In den Chiquitos-Reduktionen bestand die schwerste Strafe in der Exilierung in eine andere Reduktion⁹. Es gab weder Hunger noch Bettelei und Arbeitslosigkeit, vielmehr ein ausgebildetes System öffentlicher Versorgung und Sicherung. Natürlich gab es auch keine „Freiheit“ in unserem Sinne, aber die gab es für einen Großteil der europäischen Bevölkerung damals auch nicht, von den meisten anderen Indianern unter spanischer Herrschaft gar nicht zu reden, die in einer Form von Quasi-Sklaverei lebten. Im übrigen waren Arbeitszeiten und Arbeitsrhythmus human und gemächlich, von Rücksichtnahme auf Menschen geprägt, denen ein europäisches Leistungsstreben fremd war. Und schließlich war das Leben in den Reduktionen geprägt durch mancherlei bunte Abwechslungen, durch Feste, Prozessionen, Schauspiele, Theater und sehr viel Musik.

Dabei wurde in den Guaraní-Reduktionen in der Zeit ihrer eigentlichen Prosperität, die seit dem Ende des 17. und dem Beginn des 18. Jahrhunderts einsetzt, ein erstaunlicher zivilisatorischer und kultureller Standard erreicht. Wer damals aus Buenos Aires, Asunción oder Cordoba in eine der Reduktionsstädte reiste, hatte keineswegs den Eindruck, von der Zivilisation in den Busch zu kommen, sondern im Gegenteil: aus primitiven und schmutzigen Behausungen in gepflegte, saubere Städte mit breiten Straßen und Plätzen und schmucken, künstlerisch wertvollen Kirchen zu gelangen. An die Stelle der strohgedeckten Lehmhütten waren Steinhäuser mit Ziegeldächern und den bekannten Arkadengängen zur Straße hin getreten, welche Schutz vor Sonne und Regen boten. Die Barockkirchen hätten sich auch im zeitgenössischen Europa sehen lassen können; in Ansätzen entwickelte sich auch in der Plastik so etwas wie ein einheimischer Stil. Hoch war das Niveau des Handwerks und besonders der Musik, freilich alles auf der Grundlage der bloßen Imitation, nicht der selbständigen schöpferischen Leistung. Die Jesuiten berichten: Die Indianer sind zu allem fähig, wenn sie eine Vorlage haben¹⁰; sie schafften es, nach Vorlage eine Orgel zu bauen, so daß diese sich nicht von einer in Nürnberg oder Augsburg gefertigten unterscheidet, sie singen im Chor alle Musikwerke; Indio-Orchester treten in den spanischen Siedlerstädten auf und leisten Hervorragendes: aber sie produzieren schöpferisch nicht die einfachste Melodie. Auch der Stand der Bildung war relativ hoch: lernten auch keineswegs alle Indianer Lesen und Schreiben, so doch relativ viele; und es gab seit 1695 eine Druckerei, die in Guaraní publizierte, auch einige wenige Bücher von Indianern selbst.

III. Probleme und kritische Punkte

Dennoch wäre es unangebracht, die Reduktionen als „verlorenes Paradies“ und „geglückte Utopie“ zu glorifizieren. Die unbestreitbaren Leistungen sind gekoppelt mit einer Reihe problematischer Aspekte, die gerade heute nicht selten von Völkerkundlern herausgestellt werden. Es sind hier wieder drei zu nennen, die freilich jedesmal auch wieder durch ein „andererseits“ einzuschränken sind. Das heißt: Unter Berücksichtigung des damaligen historischen Kontextes ist kaum oder gar nicht aufweisbar, wie sie hätten vermieden werden können; und an die Stelle von Verlusten traten auch wieder Gewinne:

1. Zunächst ist nicht zu bestreiten, daß der Übergang zu dem Leben in den Reduktionen einen *radikalen Bruch* und in gewisser Weise eine *Entwurzelung* bedeutete. Aus der Sicht der Jesuiten stellte sich die neue Lebensweise so dar: Menschen, die wie „Tiere“ leben, erst einmal zu gesitteten, „menschlichen“ Lebensformen zu führen¹¹. Dazu gehörte: Bekleidung, seßhafte statt der bisherigen halbnomadischen Lebensweise, Einzelwohnungen der Kleinfamilien statt der bisherigen Gemeinschaftshütte, die in der Sicht der Jesuiten ein Hort der Unsittlichkeit und Promiskuität war. Am einschneidendsten war hier wohl, daß die bisher in kleinen Sippen von mehreren Familien umherziehenden Gruppen jetzt in Städten von 2000–8000 Einwohnern zusammenlebten. Es war also ein abrupter Übergang von Sippen zur Großgesellschaft und vor allem zu einer streng geregelten und organisierten Lebensform. Die frühen Zeugnisse der Jesuiten enthalten in der Tat eine Fülle von Hinweisen, daß dieser Bruch durchaus auch schmerzlich empfunden wurde und als Zerstörung der bisherigen Identität, ja als „verhüllte Knechtschaft“ aufgefaßt wurde¹².

Der Übergang zur „reduzierten“ Lebensweise geschah weder ohne inneren Bruch und Identitätsverlust noch sicher ohne Widerstände. Dies gilt auch, wenn den Jesuiten sehr wohl klar war, daß sie im Modus schonend vorgehen mußten und eingewurzelte Gebräuche nicht von heute auf morgen mit Stumpf und Stiel ausrotten konnten: dies galt sowohl für die Polygamie der Kaziken wie für rituelle Tänze und Trinkgelage¹³. Andererseits ist zu bedenken, daß dieser Schritt im großen und ganzen (sicher als Wir-Entscheidung) freiwillig getan wurde¹⁴, ja in nicht wenigen Fällen die Initiative von den Indianern selbst ausging, welche sich der Führung der Jesuiten unterstellten. Wo Stämme oder Gruppen trotz allem Bemühen und Drängen sich weigerten, mußte dies hingenommen werden. Indianer mit Hilfe von spanischen Soldaten und Waffengewalt zur Nieder-

lassung in Reduktionen zu zwingen, wurde prinzipiell abgelehnt und war mit dem missionarischen Ethos der Jesuiten unvereinbar. Bei allen nicht zu leugnenden, oft sehr schmerzlichen Umstellungsschwierigkeiten wurde die neue Lebensweise, da im großen und ganzen freiwillig akzeptiert, doch auch als verlockend empfunden, vor allem als Sicherung und Befreiung von vielfachen Ängsten und Bedrohungen. Dies bedeutete einmal Sicherung vor Versklavung, aber auch vor Hunger. Die bisher unbekannte Viehzucht, die durch die riesigen Rinderherden Fleischgenuß in bisher ungeahntem Umfang ermöglichte, gehört zu dieser Lebenserweiterung ebenso wie die eisernen Äxte, die eine tiefgreifende Veränderung der Arbeit, aber damit auch des gesamten Lebensrhythmus bewirkten¹⁵. Auch die stärkere „Privatisierung“ des Lebensraumes durch Einzelfamilienhäuser statt Gemeinschaftshütten dürfte nicht unbedingt nur negative Reaktionen hervorgerufen haben, sondern auch das Empfinden, daß so „jeder Hahn auf seinem Hühnerhof krähen konnte“¹⁶.

Und stellt sicher der Übergang zu dem Leben in den Reduktionen einen gewissen „Identitätsverlust“ dar, den man von der heutigen differenzierteren Sicht der sog. „primitiven“ Völker mit gemischten Gefühlen betrachten würde, so dürfte nicht zu leugnen sein, daß die Reduktionsindianer im Laufe der Zeit ein neues Selbstbewußtsein gewonnen haben und sich ebenso selbstverständlich mit der Reduktion als „ihrer Heimat“ identifizierten wie vielfach anderthalb Jahrhunderte früher mit ihrer traditionellen Lebensweise als „unserer Weise zu leben“. Die unzweideutigsten Belege dafür entstammen paradoxerweise jener Phase, in der sich zuerst ein Bruch zwischen Jesuiten und Guaraní andeutet, nämlich dem „Guaraní-Krieg“ von 1754–56. Als im Gefolge des spanisch-portugiesischen Grenzvertrages von 1750 die 7 Siedlungen östlich des Rio Uruguay mit etwa 30.000 Indianern geräumt werden mußten und die Jesuiten die Guaraní zum Gehorsam gegenüber den königlichen Weisungen aufforderten, widersetzten sich diese mit Begründungen wie: Wir wollen nicht „unsere Kirchen“ verlassen, „die wir mit unserem Schweiß und Blut gebaut haben“; ja, „wir geben nicht das Land auf, das Gott uns gegeben hat“¹⁷. Es sind nicht die Kirchen „der Jesuiten“; es sind jetzt „unsere Kirchen“, „das Land, in das uns Gott geführt hat“.

2. Ein wesentliches Element dieses Bruches ist sicher, daß die *traditionelle Religion nicht integriert* wurde (wobei die Frage offenzulassen ist, ob dies überhaupt geschehen konnte). Bei einer Reihe von Völkern, von denen die Jesuiten berichten, daß sie „weder Gott noch Satan anbeten“, scheint die vorhandene Religiosität, da sie sich nicht in gewohnten Kategorien äußerte, überhaupt nicht erkannt worden zu sein¹⁸. Dies gilt frei-

lich nicht für die Guaraní, wo der überlieferte Gottesname (Tupa) von der jesuitischen Verkündigung übernommen wurde. Hier scheint freilich der Tenor gewesen zu sein: Ihr kennt Gott; aber er bedeutet euch nichts; ihr erweist ihm keine Verehrung, wißt nicht, wie ihr ihn anbeten sollt, noch weniger, was er gebietet und verbietet, verheißt und androht!¹⁹ Die eigentliche Religiosität der Guaraní, ihr mystischer Charakter, der in Liedern und ekstatischen Tänzen die Begegnung mit dem Göttlichen erfuhr, wurde nicht integriert, sondern bekämpft und durch etwas anderes ersetzt²⁰.

Freilich kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die durchaus barocken und speziell vom spanischen Katholizismus geprägten religiösen Formen, die die Jesuiten brachten, nicht nur notgedrungen akzeptiert, sondern manchmal auch in eigenständiger und spontaner Form rezipiert wurden²¹. Ein typisches Element traditioneller Guaraní-Spiritualität scheint auch in verchristlichter Form wieder aufgebrochen zu sein. Es ist die Verbindung der in Tänzen erfahrenen göttlichen Führung mit dem „Land“, bzw. der Wanderschaft in das „Land ohne Übel“, in das jeweils nach Auslaugung der Felder neu aufgebrochen wurde. Für die Guaraní, die im Krieg von 1754–56 ihre Heimat verteidigen, ist ihr Boden „das Land, das Gott uns gegeben hat“. Und der Südtiroler Pater Anton Sepp berichtet eine interessante Begebenheit aus dem Jahre 1697. Als die zu groß gewordene Reduktion San Miguel geteilt wurde und er selbst mit einem Teil der Bevölkerung zu der neu errichteten Reduktion S. Juan Bautista aufbrach, geht es geradezu alttestamentlich unter ihm als dem neuen Moses in ein Land, wo Milch und Honig fließt: Gott hat uns befohlen, unsere alte Heimstatt zu verlassen und zu einer neuen aufzubrechen; Johannes der Täufer als unser neuer Patron geht uns voran!²² Man hat den Eindruck, daß hier alttestamentliche und traditionelle Guaraní-Motive miteinander verschmelzen.

3. Der ernsthafteste Vorwurf ist der bleibende *Paternalismus*, in welchem die Jesuiten „Väter“ gegenüber den Indianern als unmündigen „Kindern“ waren und blieben²³. Es kam nie oder selten zur echten Partnerschaft und zu wirklichem Austausch. Alles war auf die Jesuiten fixiert, mit ihnen stand und fiel alles, und ohne sie brach alles zusammen. Zwar hat man manchmal den Eindruck, daß manche Jesuiten hier in ihren Berichten übertrieben haben. Wenn P. Sepp beispielsweise berichtet, in seiner Siedlung Yapeyu funktioniere überhaupt nichts, weder Gemeindeverwaltung noch Schulunterricht noch Krankenpflege, wenn er nicht ständig nach dem Rechten schaue²⁴, dann muß man doch sagen: Das kann doch so nicht stimmen; dann wäre ja alles zusammengebro-

chen! Wenn man bedenkt, daß nur zwei und manchmal nur ein Jesuit in jeder dieser Reduktionsstädte waren, die 3000–6000 Einwohner zählten, daß es damals auch noch keine Missionsschwestern gab, dann muß doch das meiste still und selbstverständlich in einheimischer Hand funktioniert haben, freilich meist nur so lange, wie klare Weisungen vorlagen und nicht selbständige Entscheidungen vonnöten waren. Aber überall, wo es auf Entscheidungen ankam, lief es nicht ohne die Jesuiten, und zwar mehr, als diesen lieb war; denn die sahen sich doch in erster Linie als Priester und Missionare und nicht als Administratoren; sie hätten lieber gehabt, wenn sie nicht dauernd mit allen Alltagsproblemen behelligt worden wären und sich mehr auf die eigentliche Seelsorgerrolle hätten beschränken können. Die dauernde Abhängigkeit zeigt sich aber auch darin, daß nie versucht worden ist, begabtere Indianer zum Priestertum hinzuführen²⁵.

Dabei ist sicher zu beachten, daß der „Paternalismus“ der Reduktionen, also die „Bevormundung“ der Indianer durch die Jesuiten, wahrscheinlich der Preis dafür war, daß sie in der damaligen historischen Situation ihre Schutzfunktion erfüllen konnten. Eine Lockerung der paternalistischen Struktur hätte die Indianer mit großer Wahrscheinlichkeit in die Abhängigkeit der spanischen Encomende gebracht, die es ihrerseits sehr wohl verstanden, die „Bevormundung“ durch die Jesuiten zu beklagen, die die Indianer noch nicht einmal für ihre Arbeiten bezahlten, und an ihre „Mündigkeit“ zu appellieren, um sie dann desto geschickter auszubeu-ten²⁶. Im Grunde war es das, was dann bei dem Ende der Reduktionen nach der Vertreibung der Jesuiten 1768 geschah.

Wie dem aber auch immer sei: diese totale Abhängigkeit von den Jesuiten hat, wie heute erkannt ist, einen wesentlichen Hintergrund in der Tatsache, daß die Jesuiten unbewußt einen ganz bestimmten Platz im einheimischen Sozialsystem einnahmen²⁷. Es gab nämlich zwei Führungsgruppen in den halbnomadisch umherziehenden Stämmen. Es gab auf der einen Seite die „Kaziken“, die Führer auf der Jagd und auf Kriegszügen. Es gab andererseits die „Schamanen“, welche in Träumen und ekstatischen Tänzen mit den Göttern und Geistern in Beziehung traten und ihren Willen errieten. Für wirkliche Veränderungen im Leben dieser Kleingruppen waren die Schamanen zuständig. Dies galt vor allem für die periodischen Wanderungen, sobald die durch primitiven Hackbau bewirtschafteten Felder ausgelaugt waren. Die Schamanen waren also Fachleute für Neuerungen und kreative Veränderungen. Nun kamen die Jesuiten. Sie sprachen die „Kaziken“ an und suchten sie zu gewinnen; deren Führungsstellung wurde anerkannt und dann später in den Reduk-

tionen noch gefestigt. Die „Schamanen“ als bisherige geistliche Führer aber waren die geborenen Gegner der Jesuiten, da sie in ihnen ihre Konkurrenten sahen. Hier begann gewöhnlich ein harter Kampf. Am Ende wurden die Schamanen ausgeschaltet. Die Jesuiten aber waren jetzt in die Rolle der „Schamanen“ getreten: zuständig für grundlegende Veränderungen und Neuerungen. Und die Neuerung, die sie vollbrachten, war so einschneidend und tiefgreifend, überforderte auch die Kräfte und die natürliche Umstellungsfähigkeit der Indianer so sehr, daß alles, was mit dieser neuen Lebensweise zusammenhing, nun erst recht total an den Jesuiten hing und auf sie fixiert blieb. Die Jesuiten hatten unbewußt eine einheimische Rolle eingenommen, aber durch ihre Überlegenheit noch ins Immense gesteigert, so daß sie faktisch in die Rolle von „Übermenschen“ geraten waren.

Wie dem aber auch sei: bei allen zeitgeschichtlichen Grenzen waren die Reduktionen doch ein für die Zeit gelungener Versuch, Mission mit Rettung des ganzen Menschen zu verbinden. Vor allem erkannten die Jesuiten, daß für diese sog. „primitiven“ Völker weder Belassung in ihrer bisherigen Lebensweise eine Lösung war noch abrupte und damit zerstörerische Konfrontation mit der europäischen Kultur, sondern nur eine behutsame Erziehung und Entwicklung in Eigenständigkeit vom Zentrum des Religiösen aus²⁸. Daß diese Entwicklung durch die Vertreibung der Jesuiten 1767/68 abgebrochen wurde, hat seine Ursache in europäischen geistigen und politischen Entwicklungen. Es ist kein Gericht über das jesuitische Experiment.

Anmerkungen

- (1) Wichtigste neuere Literatur: Ph. Caraman, Ein verlorenes Paradies. Der Jesuitenstaat in Paraguay (München 1979); A. Armani, Città di Dio e città del Sole. Lo „Stato“ gesuita dei Guarani (1609-1768), Rom 1977. Stärker in die Probleme führt ein: M. Haubert, Des Indiens et des Jésuites du Paraguay au temps des missions (Paris 1967), noch mehr jedoch die empfehlenswerte Aufsatzsammlung von B. Melià, El Guarani conquistado y reducido. Ensayos de etnohistoria (Asunción 1988).

Wichtige deutsche Quellen, aus denen hier mehrfach zitiert wird, sind: A. Sepp, Reißbeschreibung. Wie dieselbe aus Hispanien in Paraquariam kommen (Nürnberg 1697); Ders., Continuation oder Fortsetzung der Beschreibung (Ingolstadt 1710); M. Dobrizhoffer, Geschichte der Ahiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay, 3 Bde. (Wien 1783-84); Fl. Paucke, Zwettler-Codex 420, hg. v. E. Becker-Donner, 2 Bde. (Wien 1959-66); J. Knogler: Archivum Historicum Societatis Jesu 39 (1970), 268-345; schließlich J. Stöcklein, Der neue Welt-Bott, 1726 ff. (zit. WB).

- (2) Text bei B. de las Casas, *Historia de las Indias II* (Madrid 1957), 176–179. Deutsch, in: M. Delgado (Hg.), *Gott in Lateinamerika. Texte aus fünf Jahrhunderten*, Düsseldorf 1991, 146–150.
- (3) A. Astrain, *Historia de la Compañía de Jesús en la Asistencia de España IV* (Madrid 1913), 644–67.
- (4) Dazu jetzt A. Menacho, *Por tierras de Chiquitos. Los Jesuitas en Santa Cruz y en las misiones de Chiquitos en los siglos 16 a 18* (S. Javier 1991).
- (5) „Jesuitenstaat“, bzw. „Reich der Jesuiten“ wird im 18. Jh. ausschließlich von den Jesuitengegnern in den Mund genommen; die Jesuiten hüteten sich, eine solche Bezeichnung zu gebrauchen, und erklärten immer wieder, daß sie und ihre Indianer nur treue Untertanen des spanischen Königs seien.
- (6) B. Melià, Roque Gonzalez en la cultura indígena, in: Melià, 130–159, hier 143.
- (7) So besonders eindringlich bei Knogler, 338: Es sei sinnlos, von Europa aus gescheite Bücher zu schreiben und a priori zu wissen, was man den Heiden sagen müsse. Man könne sich nur mit großem Vertrauen auf Gott und das Evangelium uneigennützig zu den Indianern begeben, ohne Furcht vor Unbequemlichkeiten, ihre Sprache und Sitten lernen und dann den Glauben verkünden. Die Missionare müßten reden wie die Indianer. Dies entspreche dem Brauch der Apostel, die die Sprache der Heiden geredet und nicht den Heiden die ihrige beigebracht hätten.
- (8) Zu dem Sprachenproblem WB, Br. 332, S. 87 f.; Br. 561, S. 54 B (bei den Maynas); Br. 170, S. 70 B (bei den Mojos); Br. 325, S. 73 A (zur Orinoko-Mission).
- (9) Knogler 289. Sonst gab es Prügel und Kerker. Knogler (342) betont: Unbedingt vermieden werde jede Form der Beschimpfung; denn alles ertragen die Indianer leichter als dies!
- (10) So Sepp, Reißbeschreibung, 290–93; Ders. Continuation, 367–72; Dobrizhoffer II, 85.
- (11) So z. B. Knogler, 312: „Biß man also solche Geschöpf erstlich zu rechten menschen, hernach zu Christen machet, brauchet es viel mihe, fleiß und große gedult nebst ausserordentlicher gnad gottes. Dan ein sittliches ordentliches Leben einzuführen, ein burgerliches gemeinschaftliches wesen anzustellen under Leut von so vielerley sprachen, von einander aufzeigigen gemütheren, die ohne haus, ohne gleidung, ohne beständigen wohnsitz, ohne gehorsam, ohne zucht, ohne handierung, ohne alle vorrichtung erwachsen und zu leben gewohnt sind, bey diesen, sage ich, auf einem haußen, in einer versamlung von zwey, drey bis vier tausend, eine ganz neue, ungewohnte, ja ihrer natur widrige ordnung einrichten, dies aber kostet nicht wenig, und solches in stand sezen, muß einmahl ein werk Gottes seyn“.
- (12) So bes. B. Melià, El „modo de ser“ Guaraní en la primera documentación jesuítica (1594–1639): *Archivum Historicum Societatis Jesu* 50 (1981), 212–33; auch in: Melià, *El Guaraní conquistado y reducido*, 93–120. Ebd., 181–84: Un disimulado cautiverio.
- (13) Strenger und kompromißloser, wenngleich auch nicht immer erfolgreich, gingen die Jesuiten gegen Kindestötung bei behinderten Kindern oder Zwillingen vor (Paucke, 305, 34–51; WB, Brief 170, S. 68 A).
- (14) Wohl gab es bei den Chiquitos die „geistlichen Jagden“. Sie bestanden darin, daß in Expeditionen mit christlichen Indianern die noch „wild“ lebenden Indianer aufgespürt und umzingelt wurden, so daß sie nicht entkommen konnten, freilich nur, um sie zu zwingen, den Missionar anzuhören, der sie mit Hilfe von Geschenken und materiellen Vorteilen zur Reduktion einlud (Knogler, 285 f.; vgl. 327: „... doch ganz und gar nicht dessentwegen, als wolten wir selbe mit Gewalt hinwegnehmen, sondern nur, damit man sie zur Red bekommen und ihnen das Ziel und Ende unserer ankunft andeuten könne“). – Bei den Maynas war es üblich, einzelne Indianer gefangenzunehmen, sie gut zu ernähren, christlich zu unterrichten und dann mit Geschenken zurückzuschicken, wo sie als Vermittler dienten (P. Richter: WB, Br 26, S. 70 f.).

- (15) Dazu Melià, 148–150, 178–80. Vgl. P. Richter (von den Maynas): „Verehere ich dem Casiki (Kaziken) eine Hand- oder Holz-Hacken, so gehet die gantze Heerd samt ihm mir in den Schaaf-Stall Christi nach“. Er berichtet dann von einem Indianer, der ihm seinen Sohn für eine Axt geben will; auf seine Vorhaltungen, daß ein Mensch doch unendlich viel mehr wert sei als eine Axt, erwidert dieser: „Söhne zeugen kann ich jederzeit, aber nicht eine Axt herstellen“: WB, Br. 26, S. 70 f. (von 1686).
- (16) So nach Roque Gonzalez: „... y aunque entendimos que no lo tomarían bien, por quererles quitar eso tan antiguo de sus antepasados, no fue así; antes lo tomaron muy bien, están muy contentos en sus casas nuevas, a las cuales se pasaron aun antes de estar acabadas, por estar holgados y anchurosos, y cantar, como dicen, cadagallo de ... (unleserlich)“ (J. M. Blanco, *Historia documentada de la vida y gloriosa muerte de los Padres Roque González de Santa Cruz, Alonso Rodríguez y Juan del Castillo*, Buenos Aires 1929, S. 660).
- (17) Melià, 184–92.
- (18) So Knogler, 330 über die Chiquitos: Sie haben kein Wort für Gott und kein Zeichen der Anerkennung eines höchsten Wesens, so daß man sagen kann, „der bauch allein wäre ihr gott“. Ähnlich Dobrizhoffer II, 79 f. (zu den Abiponiern).
- (19) So Dobrizhoffer I, 102.
- (20) Dazu B. Melià, *De la religión Guaraní a la religiosidad Paraguaya: una substitución*, in: Melià, 160–73.
- (21) So berichtet Knogler, 340 von lauten persönlichen Bitten in der Kirche nach dem Gottesdienst.
- (22) Sepp, *Continuation*, 320.
- (23) So Sepp, *Reißbeschreibung*, 290 f., 310.
- (24) *Reißbeschreibung*, 220, 230 f.; *Continuation*, 163 f.
- (25) Hier ist sicher zu berücksichtigen, daß das II. Provinzialkonzil v. Lima (1568) die Indianer vom Priestertum ausgeschlossen hatte und generell vor dem Ende des 18. Jhs. nirgends Indianer geweiht wurden. Schließlich konnten die Jesuiten nicht selber Indianer weihen: sie hätten einen Bischof finden müssen, der dazu bereit gewesen wäre; und Jesuitenbischöfe gab es in Südamerika nicht. Andererseits erklärt dies nicht, daß auch nirgends Überlegungen unter den Jesuiten angestellt wurden, ob und wie man auf Dauer zu einem einheimischen Priestertum komme. Eine plausible Erklärung scheint mir, daß die Jesuiten dies schon deshalb nicht versuchten, weil sie bei Versuchen, Indianern die ignatianischen Exerzitien zu geben, feststellten, daß diese überfordert waren, bzw. ein persönliches religiöses Leben im Sinne der Jesuiten mit persönlicher Meditation nicht fertigbrachten. Sie schätzten sie daher wie Kinder von 7–8 Jahren ein (Haubert, 282).
- (26) So Paucke, 322 f.
- (27) A. Métraux, *Religions et magies indiennes d'Amérique du Sud* (Paris 1967), 11–41; Haubert, 101–39, 146–58.
- (28) Bei den jesuitischen Autoren grenzt sich die Reduktion als Ort des Heiles nicht nur scharf von der Unheilssituation des Heidentums ab, sondern ebenso scharf von der kolonialen Lebenswelt der Encomienda, die keine christliche Alternative und keine Möglichkeit zur ewigen Rettung darstellt (Sepp, *Continuation*, 93–100, 416). Überläufer von den spanischen Encomenderos werden deshalb auch nicht ausgeliefert, sondern in die Reduktion aufgenommen (ebd.).